

ZeitZeugenBrief

Wir organisieren und vernetzen Erinnerungsarbeit - Dezember 2018

Die Städte und die deutsche Vereinigung

Von Jens Splettstöhser



Prof. em. Dr. Dietrich Henckel
Foto: Zeitzeugenbörse

Einleitende Worte unseres Vorstandsmitgliedes, Eva Geffers, zur beeindruckenden Vita des Referenten eröffneten einen kurzweiligen, anschaulichen und sehr persönlich geprägten Vortrag von Prof. Dr. Henckel, der im Anschluss das Auditorium zu einer ausgiebigen Diskussion anregte.

Herr Henckel, emeritierter Professor für Stadt- und Regionalökonomie am Fachbereich Architektur der TU Berlin, berichtete aus der unmittelbaren Nachwendezeit von der Arbeit in einem Forschungsprojekt des Deutschen Instituts für Urbanistik zu Potenzialen und Entwicklungschancen deutscher Städte im Ost-West Vergleich.

Dazu wurden in einem (ost-west) paritätisch besetztem Projektteam Fallstudien für 12 deutsche Städte (Berlin, Magdeburg, Erfurt, Leipzig, Dresden, Rostock, Hamburg, Hannover, Köln, Frankfurt/Main, Stuttgart, München) in gemeinsamer Arbeit entwickelt,

die als Beratungsgrundlage für politische Entscheidungsträger dienen sollten.

Wer unter den anwesenden Zuhörern nunmehr langatmige Ausführungen zu den untersuchten Städten mit einer Fülle statistischer Erhebungen, Wirtschaftsdaten und stadtarchitektonischer Besonderheiten erwartete, wurde angenehm überrascht.

Vielmehr bezog sich Prof. Dr. Henckel nahezu ausschließlich auf die in der Zusammenarbeit zutage getretenen herkunftsbedingten unterschiedlichen Betrachtungsweisen, Erfahrungshintergründe, Arbeitsweisen und Befindlichkeiten der Teammitglieder, die in der Euphorie der jüngst erfolgten deutschen Wiedervereinigung offenbar völlig unterschätzt wurden.

Zusammenfassend stellte er dazu fest, dass

- die Entwicklungschancen ostdeutscher Städte generell zu positiv bewertet wurden (am Beispiel der Leipziger Messe),
- die generelle Annahme, die ehemaligen DDR-Bürger seien aus der deutschen Historie protestantisch geprägt den vierzigjährigen, staatlich verordneten Atheismus unterschätzte,

INHALT

Die Städte und die deutsche Wiedervereinigung	1
Den lebenden Menschen sehen	2
Unverzichtbare Erinnerungen	4
Unsere Zeitzeugen berichten	6
Lernt auch der Zeitzeuge dazu?	7
Suchmeldungen	7
Einladung Weihnachtsfeier	8
Gratulationen	8
Impressum	8

- die Integrationswirkung der gemeinsamen deutschen Sprache völlig überschätzt wurde (am Beispiel unterschiedlichen Verhaltens in Vorstellungsgesprächen und daraus resultierenden Fehlentscheidungen bei der Personalauswahl deutlich gemacht),
- vierzig Jahre unterschiedliche Gesellschaftsentwicklungen nicht hinreichend berücksichtigt wurden,
- man sich von der nach dem Mauerfall einsetzenden Abwanderung von Ost nach West überraschen ließ und
- die Angleichung der Dauer von Arbeitsprozessen sehr viel mehr Geduld erforderte als angenommen.

Diese genannten Problemfelder, die auf den ersten Blick noch heute gepflegte Vorurteile über vermeintliche mangelnde Motivation, Arbeitseinstellungen und Qualifikationen ehemaliger DDR-Bürger gegenüber den „Wessis“ untermauern könnten, widersprach er durch die in mehrjähriger Zusammenarbeit gewonnenen persönlichen Erkenntnisse, dass man sich weder in der fachlichen Qualifikation, noch in der Motivation und auch nicht in der Unterstützungsbereitschaft voneinander unterschied.

Wesentliches Problem in der Zusammenarbeit waren die Kommunikation („Ihr versteht uns einfach nicht“) und die typischen unterschiedlichen Lebensentwürfe von Ost und West (im Westen zuerst die berufliche Karriere, danach Familie und Kinder; in der DDR Notwendigkeit der frühen Familiengründung zum Erhalt einer Wohnung, parallel die berufliche Entwicklung).

Als persönliche Bilanz aus den gemachten Erfahrungen zog Prof. Dr. Henckel die Schlussfolgerung

- die Vereinigung beider deutscher Staaten ist kein Prozess weniger Jahre, sondern ein Generationenprojekt,
- die ökonomische und emotionale Vereinigung steht noch aus und (die aus meiner Sicht treffendste Umschreibung der angesprochenen Probleme)
- das neue Deutschland ist mehr als die alte BRD+5!

Im Anschluss an diesen beeindruckenden Vortrag entwickelte sich eine lebhaft Diskussions mit vielen ergänzenden Bemerkungen und Erklärungsansätzen, insbesondere der zahlreich im Publikum vertretenen ehemaligen DDR-Bürger.

Dem herzlichen Dank für die tiefen persönlichen Einblicke in diesen Teil einer Lebensgeschichte an den Referenten durch Frau Geffers konnte sich das Publikum nur anschließen und untermauerte dies mit einem herzlichen Applaus.

„Den lebendigen Menschen sehen – Werner Sylten“

Von Gesine Kölbl



Prof. Dr. Christof Kähler, Landesbischof Thüringens (a.D.)

Foto: Zeitzeugenbörse

Prof. Dr. Christof Kähler, Theologe und ehemaliger Landesbischof Thüringens (a.D.) folgte am 27.09.2018 der Einladung der Zeitzeugen und berichtete im Amerikahaus über das Leben und Wirken des im August 1942 in der Tötungsanstalt Schloss Hartheim ermordeten „evangelischen Pfarrers jüdischer Abstammung“ Werner Sylten. Auch der jüngere seiner zwei Söhne mit Gattin und zwei seiner Enkel waren zugegen.

Dass es zu diesem sehr anschaulichen und warmherzigen Vortrag von Prof. Kähler kam,

verdanken wir dem besonderen Engagement und der Hartnäckigkeit von Frau Geffers, die, wie sie eingangs mit einem Augenzwinkern berichtete, „selten einem Mann so nachgelaufen sei wie diesem und dies wohl auch nie wieder tun werde“. Sie wollte ihn unbedingt für einen solchen Tag gewinnen, denn sie erlebte ihn bereits 2017 auf der Gedenkveranstaltung zum 75. Jahrestag der Ermordung des Werner Sylten.

Die Geschichte des Werner Sylten ist nicht nur eine persönliche, sondern in besonderer Weise spiegelt sie auch einen recht unrühmlichen Teil der Geschichte der Kirche im Nationalsozialismus wider. Der Vortrag führt vor Augen, „was die Thüringische Kirche ... dem Theologen Werner Sylten schuldig ist“, so Kähler.

Zunächst schien der Tag unter keinem guten Stern zu stehen. Es gab berechtigten Grund zu der Annahme, dass das für Sylten errichtete Denkmal am Müggelbergplatz geschändet wurde. Umso schöner, den Vortrag nun mit einem guten Ende dieser Befürchtung beginnen zu können. Ein aufmerksamer Passant, dem dafür herzlich gedankt ist, informierte die Polizei über eine übelriechende, klebrige Flüssigkeit auf dem Denkmal, die sich nach Recherche von Polizei und Staatsschutz als Reinigungsmittel zur Säuberung des Denkmals herausstellte. Prof. Kähler weist zurecht daraufhin, dass wir wachsam sein müssen wie dieser Nachbar, dass wir Erinnerungen pflegen müssen, mit Denkmälern, Taten und mit Geschichten. Geschichten, die nicht erzählt werden, verblassen und geraten in Vergessenheit.

„Wir kennen Opfer, Namen und Daten – jedoch das Leben war auch wichtig und kommt in den Darstellungen oft zu kurz. Heute sollen neben der Tragik auch das Leben und die Lebensleistung geehrt werden.“ Sehr geschickt näherte sich Prof. Kähler dem Leben und Wirken des Pfarrers Werner Sylten rückblickend von dessen letzter bis hin zur ersten maßgeblichen Wirkungsstätte. Er beschrieb drei wesentliche Stationen als dessen Lebensleistungen. Zeitlich gesehen war die Arbeit im Berliner „Büro Grüber“ die letzte Arbeitsstätte vor Festnahme, KZ-Aufenthalt, Vernichtung. Mit Probst Heinrich Grüber leitete

er dieses Büro, in welchem sie gemeinsam mit bis zu 30 Mitarbeitenden abertausenden Christen jüdischer Herkunft mit Rat und Einsatz zur Seite standen und nach derzeitigen Erkenntnissen bis zu 1.200 unter persönlichem Einsatz und eigenen Entbehrungen zur Flucht verhalfen.

Trotz allem Engagement in Berlin - die Arbeit dort war letztlich allein den Vertreibungen an seinen anderen Wirkungsstätten geschuldet.

Zuvor war er zwei Jahre im Büro Bauer tätig, einem Notbüro der bekennenden Kirche in Gotha. Zu siebt wurde dieser Ort in ehrenamtlicher Arbeit und dank der besonderen organisatorischen Fähigkeiten Syltens förmlich aus dem Boden gestampft. Sie arbeiteten in kürzester Zeit so effektiv, dass die Gestapo in ihnen eine Widerstandsorganisation erkannte und das Büro geschlossen wurde. So wurde Werner Sylten zum zweiten Mal arbeitslos.

Aber was war die erste, die vielleicht glücklichste Station des erfolgreichen beruflichen Lebens Werner Syltens?

Er trat am 17.01.1925 31jährig das Amt des Vorstehers des von Schließung bedrohten Thüringer Frauenasyls in Bad Köstritz an. Ihm kam hier neben seinem Theologiestudium in besonderer Weise auch das damals in dieser Kombination unübliche Studium der Nationalökonomie und Sozialpädagogik zugute. Die Zustände im Heim waren grauenvoll, entwürdigend, unaushaltbar. Hunger, Unterernährung, drakonische Strafen, körperliche Züchtigungen, Misshandlungen, fehlende menschliche Wärme waren an der Tagesordnung. „Schweine hätten dies vermutlich nicht angerührt“, so beschrieb ein Geraer Sozialdezernent, was er als Mahlzeit vorfand.

Sylten erkannte sofort, dass hier gravierende Veränderungen erforderlich sein würden. Mit ihm zog Menschlichkeit ein und die Mädchen erhielten die Chance einer tatsächlichen Zukunft. Der Weg dorthin war hart. Für die Mitarbeitenden ebenso wie für die jungen Frauen, die irgendwie lernen mussten zu vertrauen, sich und den Menschen um sie herum.

Was waren die ersten Maßnahmen, was das Ziel? Das bisherige „Frauenasyl“ wurde zum „Mädchenheim“. Sylten brachte sofort bauliche Veränderungen auf den Weg. Es wurden Familiengruppen gebildet, die Schlafsäle in kleinere Schlafräume umgebaut, Bäder mit Warmwasser und Toilette installiert, ein Krankenzimmer eingerichtet... es fanden eine unvorstellbare Fülle von Veränderungen statt, in die alle mit eingebunden wurden. Es sollte ein Zuhause für die jungen Frauen entstehen, aus dem heraus sämtliche weitere persönliche Entwicklung möglich gemacht werden sollte.

All diese Maßnahmen zeitigten früh erste Erfolge. Die Zahl der Betreuten verdreifachte sich binnen Jahresfrist, die Ernährung und Betreuung gewann an Qualität. Fördern und fordern – Syltens konzeptioneller Ansatz für eine lebenswerte Zukunft. Er selbst beschrieb es einmal so: „Wir wollen in keiner Weise ein nur fideles Gefängnis, sondern bewusst Erziehungsheim sein.“

Prof. Kähler berichtet anschaulich, dass vieles von den Veränderungen an die Lehre des Peter Petersen, dem Begründer der Reformschulen, erinnert, dessen Schriften zu diesem Zeitpunkt jedoch noch gar nicht publiziert waren. Es scheint, als hätten hier zwei fortschrittlich denkende Menschen parallel die gleichen Ideen entwickelt und sich vielleicht auch über ihre Ansichten ausgetauscht. Es ist ihm kein früheres praktisches Beispiel bekannt, wo all die beschriebenen Erkenntnisse für eine Gruppe von Gestrandeten in der Realität Einzug hielten. Wesentliches Konzept war die Trennung von Freizeit und Arbeit. Fördern und fordern auch durch sinnvolle Freizeitgestaltung: Musik, Theaterspiel, Wanderungen, eigene Gestaltungsideen – alles Beschäftigungen, die die Entwicklung der Mädchen positiv beeinflussten. Selbstbewusstsein, Kreativität, Mut – Eigenschaften, die es galt zu erwecken und die es braucht, um sicher in ein selbstbestimmtes Leben entlassen zu werden.

Doch wie kam es zu seiner Ablösung? In der vom Heim herausgegebenen Publikation „Grüße aus dem Mädchenheim“ druckte er den Aufsatz eines kirchlichen Presseorgans. Diesen nutzte der „Völkische Beobachter“ als gezielten Angriff gegen ihn. Es wurden

verfälschte Auszüge gedruckt und jüdische Propaganda unterstellt. Auch die Thüringische Kirche selbst goss noch Öl ins Feuer und schwärzte ihn ihrerseits als „Halbjude“ an. Der Weg seiner Vernichtung nahm so seinen Anfang.

Heute wird Sylten in der ev. Kirche als christlicher Märtyrer verehrt, es wurden ihm zum Gedenken drei Stolpersteine verlegt, drei Straßen und zwei kirchliche Stätten tragen seinen Namen, es gibt ein Denkmal in Berlin Köpenick und eine Gedenktafel in der Tötungsanstalt Schloss Hartheim. Die Gedenkstätte Yad Vashem verlieh ihm den Ehrentitel Gerechter unter den Völkern.



Werner Sylten
Foto: Zeitzeugenbörse

Im Anschluss an den sehr fesselnden Vortrag, für den wir Prof. Kähler sehr herzlich danken, erinnerte sich der jüngste Sohn Werner Syltens, Walter Sylten, an Kindheits-erlebnisse mit

dem Vater. Er berichtete vom Tag der Festnahme, vom letzten Anruf, von Briefen aus Dachau. Er berichtete aber auch von einer glücklichen Kindheit und liebevoller Erziehung in einer Zeit, in der der Vater immer wieder um seine Zukunft gebracht wurde. Welche Leistung eines Vaters auch hier im privaten.

Unverzichtbare Erinnerungen - Mein Nachmittag mit Else Danielowski

Von Sebastian Rodenfels

Wohl keine andere Stadt war von den politischen Ereignissen des 20. Jahrhunderts so sehr geprägt wie Berlin. Die instabilen 20er Jahre, der Terror der Nazis und ihr Krieg, der Ursache war für Tod, Zerstörung und Teilung, schließlich der Fall der Mauer und die Wiedervereinigung sowie Berlins Comeback als Hauptstadt im vereinten Europa. Else Danielowski, geboren 1922 und heute 96 Jahre alt, hat als echte Berlinerin all diese Ereignisse persönlich erlebt und beeindruckt

mit ihren Erinnerungen als die älteste Zeitzeugin der Berliner Zeitzeugenbörse.

Ich selbst bin immer wieder aufs Neue von der Geschichte Berlins fasziniert und war sofort begeistert, als Eva Geffers mir vorschlug, Else Danielowski zu besuchen, um einen Artikel über sie für den Zeitzeugenbrief zu schreiben



Else Danielowski

Foto: S. Rodenfels

So empfing mich Else Danielowski im Oktober in ihrer Charlottenburger Wohnung mit einem herzlichen „Juten Tach, Herr Rodenfels“ und konnte mich vom ersten Moment an mit ihrer rüstigen Erscheinung und ihrer geistigen Klarheit beeindrucken. Sie habe nie Medikamente genommen, so habe ihr Körper die eigene Kraft bewahrt, auch mit 96 Jahren noch so fit zu sein. Ihre Wohnung ist bis unter die Decke voll mit Büchern. Ihre weit gestreuten Interessen dürften dabei wohl ebenfalls als Jungbrunnen wirken. Unter den Büchern auch ihr eigenes, über ihr langes Leben, das sie selbst geschrieben hat und in Eigenregie drucken ließ.

Ihre Erzählungen beginnt Else Danielowski mit ihrer Kindheit in den 20er Jahren. Die Eltern trennten sich - in der Großstadt auch zu dieser Zeit nichts ungewöhnliches - und sie verbrachte einige Jahre, bis zur Machtübernahme der Nazis, in einem jüdisch-kommunistischen Kinderheim in Frohnau. Mutter und Großmutter in Steglitz, der Vater in Friedrichshain, die Tante in Adlershof - für Else Danielowski war es selbstverständlich, als kleines Mädchen allein mit der S-Bahn quer durch die Stadt zu fahren um die weit verstreute Familie zu besuchen. So verdanke sie den Jahren im Kinderheim die Erkenntnis,

dass sie sich durchsetzen muss, um im Leben voran zu kommen.

Else Danielowski erinnert sich gut an die politische Orientierungslosigkeit und die Not der Weimarer Republik während der Wirtschaftskrise; wie ihre Mutter mit 35 Mark Sozialhilfe im Monat auskommen musste und, wie viele andere Berlinerinnen und Berliner auch, keine Arbeit finden konnte, weil es einfach keine Arbeit gab. Ein Umstand, der den Nazis schließlich zum Wahlsieg verhalf. „Hitler hat den Leuten Arbeit gegeben. Klar, dass sie ihm nachliefen“ so erklärt Else Danielowski sich heute die Begeisterung für die Nazis, von der sie selbst wenig mitbekam. Obwohl ihr Vater als Lehrer zu den gebildeteren Menschen gehörte, war er gänzlich unpolitisch. Bei ihm verbrachte Else Danielowski die 30er Jahre in Friedrichshagen, weit ab von den Ereignissen, die sich in der Innenstadt abspielten. Else Danielowski wird oft über die Nazi-Zeit befragt, kann aber nicht aus eigener Erinnerung vom Terror dieser Zeit berichten. Sie wolle nicht irgendwas erfinden, um das Interesse zu befriedigen, das sei nicht ihre Aufgabe als Zeitzeugin. Erinnerungen hat sie aber an die Olympischen Spiele 1936. Als Tänzerin, empfohlen von ihrem Sportlehrer, nahm sie an der Eröffnungsfeier teil. Für Politik interessierte sich das damals junge Mädchen nicht, was der Nationalsozialismus bedeutete, war ihr nicht bewusst.

Im Krieg holten die Ereignisse sie aber doch ein, ihr Verlobter fiel und Else Danielowski stand gegen Ende des Kriegs allein da. Ihr Vater und seine Familie waren nach Bayern geflohen, nur ihre geliebte Tante Edith blieb - im Ostteil der Stadt, den sie fortan immer wieder besuchte.

In ihrem Leben habe sie immer wieder besonderes Glück gehabt, das sie zu schätzen wisse. Besonders ist ihr dabei die Erinnerung an die Nacht vom 11. Februar 1945, die sie am Dresdner Hauptbahnhof verbringen musste. Wäre sie nur zwei Tage später dort gewesen, wäre sie womöglich im Bombenhagel umgekommen.

Ihren Mann, der als Soldat beide Augen verlor, lernte sie schließlich in den 40er Jahren in Charlottenburg kennen. Sie gründeten eine Familie und konnten Anfang der 60er Jahre eine Neubauwohnung beziehen, in der sie bis

heute lebt. Else Danielowski folgte dem Vorbild ihres Vaters und ihrer Tante Edith und wurde Lehrerin. Sie nahm Austauschschüler aus ganz Europa auf und trug so zur interkulturellen Verständigung bei. Stolz zeigte mir Else Danielowski ein Foto als Zeugnis einer besonderen Freundschaft. Darauf sind ihr Mann und der Vater einer ihrer Austauschschülerinnen aus Frankreich zu sehen, beide waren Soldaten im zweiten Weltkrieg. Beide kämpften gegeneinander. Aber gesiegt hat dann doch der Frieden. Das Foto, auf dem die beiden Veteranen freundschaftlich vereint sind, ist für Else Danielowski ein besonderes Zeitzeugnis, das sie in Ehren hält. „Einen dritten Weltkrieg überlebt keiner“ das ist ihre Überzeugung.

Der Nachmittag bei Else Danielowski fühlte sich für mich an wie eine Zeitreise. Ich habe viele Bücher über die Geschichte des 20. Jahrhunderts gelesen und noch mehr Dokumentationen im Fernsehen gesehen. Einen Menschen zu treffen, der persönliche Erinnerungen an die Ereignisse dieser Zeit hat, ist aber ganz unvergleichlich. Dabei reichte ein Nachmittag nicht mal aus, um wirklich alles zu erzählen. In vier Stunden kamen wir gerade bis zum Ende des Krieges und hatten noch gar nicht von der Luftbrücke, vom Leben in der eingemauerten Stadt, von den Besuchen in Ost-Berlin, vom Mauerfall und von so vielem mehr gesprochen.

Mit ihren 96 Jahren kann sich Else Danielowski an das alles erinnern. Als Zeitzeugin berichtet sie immer wieder Schülern, Historikern und Hin und Wieder sogar dem Fernsehen darüber. Ich hoffe, dass das noch lange Zeit so bleibt. Gerade Heute, wo so vielen Menschen die Orientierung zu fehlen scheint, sind Else Danielowskis Erfahrungen unverzichtbar.

Unsere Zeitzeugen berichten

- ein Erfahrungsaustausch -

Von Hans-Dieter Robel

Am Donnerstag, 11.10.2018 fand unser regelmäßig in der Landeszentrale für politische Bildung (Amerikahaus) stattfindende „Halbkreis“ in ungewöhnlicher Form statt. Für diesen Termin waren ZeitZeugen eingeladen worden, um über ihre Erfahrungen und

Erlebnisse im Zusammenhang mit ihren Einsätzen zu berichten.

Der erste Bericht handelte von einem Einsatz mit und für Gäste aus Ozeanien (Australien, Neu Seeland und Tasmanien). Die Sprache war Englisch, es stand aber für alle Fälle ein mehrsprachiger Begleiter zur Verfügung. Die Themen wurden auf Wunsch nach Jahreszahlen behandelt. Z.B.: 1968: wie erlebte der Zeitzeuge die Situation in der CSSR? Was geschah in dem Jahr in Australien? Wie erlebte man hier und dort den Vietnamkrieg? 1989: wie erlebte man die Öffnung der Stasi-Akten? Hierfür konnten Fotos als Informationsquelle helfen.



Zeitzeugen Dr. Wolfgang Endler und Dr. Gabriel Berger
Foto: Zeitzeugenbörse

Als Resümee wurde gezogen, dass es sich sehr lohnt, wenn die Gäste aktiv in das Thema einbezogen werden. Ein wichtiger Satz eines Gastes wurde hervorgehoben, der lautet: „Sie haben einen großen Schatz, und das sind Ihre Erfahrungen!“

Im nächsten Beitrag wurde von Themen berichtet, die bei Einsätzen behandelt wurden: - Familiengeschichten während des „Prager Frühlings“ und danach, - erlebte Geschichte wie Nazizeit als Kind, -Mauerbau und Teilung Europas. Dabei wurde hervorgehoben, dass es vor den Einsätzen sehr hilfreich ist, wenn Fragen der Gäste vorher zugesandt werden, wenn Videovorführungen eigene Beiträge unterstützen und wenn vorher auf Links im Internet zur Vorbereitung hingewiesen wird. Es kam der Vorschlag: man sollte die Möglichkeit der Nutzung von Skype zur vorbereitenden Kontaktaufnahme fördern.

Der Einsatz im Wallmuseum war bei mehreren Zeitzeugen das Thema. Die örtliche Situation fordert eine direktere Vorbereitung der Gruppen. Bevor die Gäste durch die Ausstellung gehen, sollte man in einem Gespräch oder Vortrag auch auf die persönlichen

Erlebnisse ausdrücklich hinweisen. Zum Beispiel, dass der ZeitZeuge als Kind in der DDR aufwuchs, die Jugend allein an der Nordseeküste verbrachte, wie man Fahrten über die Transitwege nach West-Berlin erlebte, wie man in Berlin als Zugereister aufgenommen wurde etc. . Nach der Darstellung dieser persönlichen Erfahrungen wurde der Zeitzeuge in den Arm genommen. Auch andere Zeitzeugen berichteten von Emotionen, die offen gezeigt wurden.

Weitere Themen, die angesprochen wurden, waren- Brieffreundschaften DDR ⇔ CSSR,- Eltern-Kindergespräche, -Radiostationen in Ost und West. Als Hilfsmittel wurden zur bildlichen Unterstützung -Fotos, -vergleichend alte und neue Landkarten, - historische Foto-Kalender und akustische Beispiele (Musik, Rundfunkbeiträge) genannt.

Das Treffen endete nach viel zu schnell vergangenen zwei Stunden. Ich denke, so ein Austausch sollte regelmäßig durchgeführt werden

Lernt auch der Zeitzeuge dazu?

Von Jürgen Kirschning

In welche Schule ich auch komme, in Lichtenrade, Prenzlauer Berg, Charlottenburg oder Spandau, Schülerinnen und Schüler sind bunt gemischt. Sie kommen aus den verschiedensten Ländern, gar Kontinenten. Eigentlich sollte ich nicht überrascht sein, wenn mich ein Afrikaner fragt, wie habt Ihr denn die schwarzen Mitschüler behandelt. Überrascht bin ich, weil ich mich damit nie beschäftigt habe: die gab es nicht. Es gab auch keine Juden in der Volks- (Grund-)schule. Juden gingen 1937 noch in die jüdische Schule in der Rykestraße, und katholische Kinder in die Katholische Volksschule in der Christburger Straße. So bin ich daran erinnert worden, wie streng die Trennung in verschiedenste Zugehörigkeiten vor dem 2. Weltkrieg noch war. Wir spielten auf der Straße, Autos gab es fast keine,

Pferdewagen waren auch selten. Aber wir spielten eigentlich nur mit denen, die wir aus der Schule kannten und die in unserem Straßenabschnitt wohnten. Die nächste Straße bildete eine andere Clique, der wir feindlich gesinnt waren. Es gab Keilereien, bei denen wir mit Holzlatten bewaffnet drohend aufeinander zingingen. Wenn nur einer einknickte, ergriff seine ganze Gruppe die Flucht. So kam es nach meiner Erinnerung nie zu einer eigentlichen Schlacht. Es war auch nicht ungefährlich, als Junge allein durch fremde Straßen zu laufen. Wenn dort drei oder mehr Jungen zusammenstanden, wechselte man besser in eine Parallelstraße. Oder man lief Gefahr angehalten und verhört zu werden. Schlimmeres ist mir nicht bekannt, aber dieses Bedrängen war unangenehm genug. Ich glaube, dass die Segregation der Jugend ein Spiegelbild der Gesellschaft in der Weimarer Republik war. In der Folge der Revolution bekämpften sich die ehemaligen Kriegsteilnehmer, indem sie weiter Gewalt anwendeten. Ich erinnere an die Bilder von Straßen- und die Berichte von Saalschlachten. Das waren alles Formen der politischen Auseinandersetzung, die wir nach dem totalen Zusammenbruch von 1945 nicht erlebt haben. Wir bringen deshalb so wenig Verständnis für unsere Großeltern oder bei Älteren für unsere Eltern auf. Sie lebten bis 1933 keineswegs in einer Demokratie. Viele hatten 4 Jahre Arbeitslosigkeit hinter sich, als Hitler gewählt wurde, oder als sie selbst ihn wählten, damit er Ordnung schaffe. So kommt dann auch die Frage, wie habt Ihr mit den Juden zusammengelebt. Die ehrliche Antwort lautet: gar nicht. Wir haben nebeneinander her gelebt. Sie wohnten uns gegenüber. Aber wir hatten keinen Kontakt. Sie gingen freitags in die Synagoge. Einige von „uns“ gingen sonntags in die Kirche. Man sprach nur mit vertrauten Menschen. Das waren alles keine Juden. Deshalb ist mein Anliegen an die Schülerinnen und Schüler: Pflegt Eure Kontakte, bleibt mit allen in Verbindung, die Ihr in der Schule kennengelernt habt. Es ist so wichtig, dass wir miteinander reden. Schön, wenn es eine Freundschaft wird!

Suchmeldungen

- Nr. 231/18 - Für eine japanische Zeitung werden Zeitzeugen gesucht, die zu den Sterilisationen im Dritten Reich etwas sagen können.
- Nr. 235/18 - Eine Abiturientin möchte eine Arbeit zum Thema Contergan schreiben und sucht Gesprächspartner zu diesem Thema.

Weihnachtsfeier der ZeitZeugenBörse

Wir laden alle Vereinsmitglieder, Zeitzeugen und Freunde der ZZB herzlich ein zur Weihnachtsfeier

**Am 6. Dezember 2018 von 15 bis 18 Uhr
diesmal im Ratskeller Charlottenburg**

Es gibt Kaffee und Kuchen
Wir singen Weihnachtslieder mit einer Gitarristin aus der Ukraine
Wir hören kleine literarische Beiträge
Und wir haben Zeit für persönliche Gespräch

Wir bitten um Ihre Anmeldung bis zum 30.11.2018 per Post, Telefon oder e-mail.

Verkehrsverbindungen:

Ratskeller Charlottenburg, Otto-Suhr-Allee 102, 10585 Berlin, Tel.: 030-3418909

- U7 Haltestelle Richard-Wagner-Platz
- Bus M45 hält direkt am Rathaus Charlottenburg

Gratulationen!

Wir gratulieren allen im Dezember geborenen Zeitzeuginnen und Zeitzeugen

**10.12. Marianne Keller, 12.12. Harald Scherdin-Wendland, 14.12. Lothar Scholz,
15.12. Michael Zobel, 18.12. Karin Kasimir, 18.12. Hans-Walter Bendzko, 23.12.
Heinz Brendel, 25.12. Jutta Hertlein, 28.12. Philipp Sonntag**

Impressum

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder!
V.i.S.d.P: Hans-Dieter Robel, Redaktion: Eva Geffers, Layout: Sebastian Rodenfels

ZeitZeugenBörse e.V., Togostr. 74, 13351 Berlin,
030-44046378, FAX: 030-44046379
Mail: info@zeitzeugenboerse.de – www.zeitzeugenboerse.de
Bürozeiten: Montag, Mittwoch, Freitag 10 –13 Uhr

Redaktionsschluss ist der 15. des Monats vor jeder Ausgabe. Kürzungen und Bearbeitungen der Beiträge
bleibender Redaktion vorbehalten. Den Wunsch nach Kontrolle vor der Veröffentlichung bitte extra und
mit Tel.-Nr. vermerken.

Über Spenden freuen wir uns sehr:

**IBAN: DE83100205000003340701
BIC: BFSWDE33BER
Bank für Sozialwirtschaft**

**Typowerk Design und Druck
BODONI Vielseithof, Buskower Dorfstraße 22
16816 NEURUPPIN/OT BUSKOW**

Die ZeitZeugenBörse e.V. wird gefördert von der Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales